

Kulturen und Ordnungsformen der Gewalt

Theoretische Ansätze und epochenspezifische Narrative

Ort: Goethe-Universität Frankfurt am Main

Datum: 23.–24. November 2017

Organisation: Prof. Dr. Ferdinand Sutterlüty, PD Dr. Matthias Jung, Dr. Andy Reymann

Stefan Burmeister, Museum und Park Kalkriese

Gewaltphänomene nach Kampfergebnissen als psychologische Bewältigungsstrategien traumatischer Kriegserfahrungen?

Nach der Phase eigentlicher kriegerischer Gewalt setzt meist eine zweite Gewaltphase ein. Eine Phase, in der die Sieger sich an den Verlierern auslassen. Diese Phase steht hinsichtlich Grausamkeit und Gewaltintensität der ersten vielfach in nichts nach. Schriftliche und ikonographische Quellen der Antike wie auch archäologische Bodenfunde zeigen eindringlich, dass Gräueltaten ein wesentlicher Bestandteil des antiken Krieges waren. Der Sieger hatte unbegrenzte Macht über den Verlierer, dieser war ihm in seiner Willkür und Gewalt hoffnungslos ausgeliefert. Doch warum diese entgrenzte Gewalt so allgegenwärtig und scheinbar selbstverständlich war, bleibt unklar.

Durch die Arbeiten des US-Psychiaters Jonathan Shay mit Vietnam-Veteranen haben die Posttraumatischen Belastungsstörungen Eingang in den geschichtswissenschaftlichen Diskurs gefunden. Dieser Symptomkreis wurde herangezogen, Gewalthandlungen im antiken Krieg zu erklären. Es gibt jedoch zahlreiche Faktoren, warum sich moderne Kriegserfahrungen nicht auf vormoderne Zustände übertragen lassen – und post-traumatische Belastungsstörungen letztlich nur begrenzt geeignet sind, die vielfach für die Antike beschriebene Gewalt zu erklären. Vor allem für kriegerische Gesellschaften scheint das Konzept der appetitiven Gewalt, wie es jüngst vor allem in Bezug auf Kombattanten innerafrikanischer Konflikte diskutiert wurde, eine geeignetere Schablone zu liefern.

Zahlreiche archäologische Funde bereichern die antiken Gewaltphänomene um eine weitere Facette: die rituelle Gewalt nach kriegerischen Ereignissen, die planvoll und strukturiert erfolgte. Diese hatte die Funktion, die hohe emotionale Intensität der Kriegserlebnisse abzubauen und auf ein normales Maß zurückzuführen. Sie überführte die Kämpfer zurück in ihr ziviles Leben, bereitete mental aber auch auf den nächsten Krieg vor.

Christian Feest, Frobenius-Institut Frankfurt am Main und Weltmuseum Wien

Ethnographische Anmerkungen zur materiellen Kultur des Kriegs

Die ethnologische Forschung nicht nur der letzten Jahrzehnte hat die materiellen Aspekte bewaffneter Konflikte in ihrem Verhältnis zu anderen Bereichen der betreffenden Gesellschaften nur am Rande und nicht immer auf glückliche Weise behandelt.

Die Anwendung von Waffen zur Verletzung oder Tötung anderer Menschen findet sich universell entweder im Rahmen von Fehden innerhalb politischer Gruppen und/oder in internen oder externen Kriegen zwischen kulturell verwandten bzw. unverwandten politischen Gruppen. Die wachsende Komplexität der Organisation und Durchführung solcher Konflikte steht im Zusammenhang mit einer Spezialisierung von Rollen in der sozialen, politischen, rechtlichen und besonders der militärischen Organisation. Hier soll beispielhaft gezeigt werden, dass parallel dazu auch eine Spezialisierung der Waffen für die Kriegsführung erfolgte, die sich zunehmend aus zur Jagd verwendeten Waffen und anderen Geräten differenzierten. Auf diese Entwicklung wirkte sich neben der gesellschaftlichen Komplexität auch die nachlassende Bedeutung der Jagd für die Subsistenzwirtschaft aus.

Detlef Gronenborn, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz

Gewalt als Strategie Sozialer Resilienz im Neolithikum Mitteleuropas

Bis in die 1990er Jahre galten insbesondere die früheren neolithischen Gesellschaften (Alt- bis Jungneolithikum, 5500 – 3500 v. Chr.) als wenig hierarchisiert und weitgehend gewaltlos. Mit der zweifelsfreien Entdeckung von Massengräbern jedoch änderte sich das Bild und die Periode des Neolithikums wird seither sozial und politisch uminterpretiert.

Gegenwärtig lassen sich einzelne Phasen mit einer deutlichen Zunahme an exzessiver Gewalt aufzeigen, die auch in einer neoprozessualen Betrachtungsweise als Resultat des Wandels von Resilienzstrategien verstanden werden können. Diese Phasen sind Bestandteile langfristiger sozio-politischer und ökonomischer Zyklen, welche die neolithischen

Gesellschaften strukturierten. Ab dem Jungneolithikum lassen sich zudem Ansätze einer institutionalisierten Sklaverei aufzeigen, die wohl auch auf der gewaltsamen Expansion einiger Gesellschaften beruhte.

Das Neolithikum Mitteleuropas ist daher bestens geeignet, die Dynamiken von Gewalt in und zwischen frühen agrarischen und sesshaften Gemeinschaften zu analysieren.

Jürg Helbling, Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Luzern

Die Logik des tribalen Krieges

Kriege zwischen politisch autonomen Dörfern von Bauern, Viehzüchtern und sesshaften Fischern sind Kriege wie Kriege zwischen Staaten, auch wenn sie mit einer höheren Mortalität einhergehen.

1. Phänomenologie des Krieges: Die wichtigsten Formen tribaler Kriegsführung, die gruppen-internen Entscheidungsprozesse und Führungsstrukturen sowie die diversen Folgen von Krieg kommen hier zur Sprache.

2. Ursachen des tribalen Krieges: Drei aktuelle Theorien des tribalen Krieges sollen hier diskutiert werden: Die ökonomisch-ökologische, die kulturelle und – ausführlicher – die politische Theorie des tribalen Krieges werden behandelt. Neben der Abhängigkeit der Dorfgemeinschaften von lokalen Ressourcen erklärt deren politische Autonomie in einem anarchischen System die kriegerische Interaktion der Lokalgruppen.

3. Krieg und Allianz: Hier wird ein ausführlicheres Modell der Interaktion zwischen Feinden und Alliierten entwickelt, das eine realistischere Erklärung für den permanenten Kriegszustand, bzw. die Bedingung der Möglichkeit von Krieg in tribalen Bevölkerungsgruppen darstellt.

4. Gründe für konkrete Kriege: Hier werden drei wichtige Gründe für den Ausbruch bzw. die Wahrscheinlichkeit von konkreten Kriegen diskutiert werden: territoriale Nachbarschaft bzw. die räumliche Dimension, die Kräfteverhältnisse zwischen den Dörfern sowie die Risikofreudigkeit von Dorfgemeinschaften und ihren Anführern.

Wolfgang Knöbl, Hamburger Institut für Sozialforschung

Zur Problematik kultur- und epochenspezifischer Deutungen von Gewalt

Die etwa seit 30 Jahren etablierte neuere und häufig als „phänomenologisch“ bezeichnete Gewaltforschung prämierte den genauen Blick auf Gewaltphänomene und vor allem dabei denjenigen auf die unmittelbare Situation, in der die Gewalt zum Ausbruch kam. Diese enge Fokussierung machte es aber zunehmend schwierig, die größeren Makrokontexte des Gewaltgeschehens überhaupt noch in den Blick zu bekommen, so dass Fragen nach kulturellen, sozialen oder epochenspezifischen Hintergründen der Gewalt immer weiter in den Hintergrund rückten.

Von einigen Beobachtern dieses Trends in der Gewaltforschung wurde und wird diese Verengung mittlerweile doch stark kritisiert. Zunehmend werden Stimmen laut, welche eine Neupositionierung (und wenn man so will: Retraditionalisierung) der Gewaltforschung einfordern. Freilich hat die Rede von Gewaltkulturen oder besonders gewalttätigen Epochen durchaus ihre Tücken. Der Vortrag wird sich dieser Schwierigkeiten annehmen und anhand von vorliegender Literatur exemplarisch herausarbeiten, an welche theoretischen und methodischen Grenzen kulturspezifische Deutungen von Gewalt stets kommen.

Teresa Koloma Beck, Institut für Soziologie und Volkswirtschaftslehre, Universität der Bundeswehr München

Festung als Lebensform. Soziologische Überlegungen anhand einer Ethnographie in Kabul (2015)

Anhand einer soziologisch-ethnographischen Forschung in der afghanischen Hauptstadt Kabul rekonstruiert der Vortrag Prozesse der Herstellung von Sicherheit im Wechselspiel zwischen baulichen Strukturen und sozialen Praktiken. Ziel ist es, zu diskutieren, inwiefern sich aus der Analyse eines zeitgenössischen, der unmittelbaren Beobachtung zugänglichen Kontextes Impulse für die Analyse historischer Fälle gewinnen lassen. Im Zentrum der ethnographischen Forschung stand die Frage nach der sozialräumlichen Organisation des Alltags unter den Bedingungen eines verstetigten bewaffneten Konfliktes. Dabei wurde schnell deutlich, dass in der komplexen und dynamischen Konfliktkonstellation in Kabul »sichere Orte« Gravitationszentren der Topographie des Alltags aller Akteure sind. Bauliche Strukturen spielen dabei eine wichtige Rolle: hohe Mauern, Natodraht, Wachposten und Sicherheitsschleusen prägen das Bild in den zentralen Stadtvierteln – allerdings lässt sich keine notwendige Korrelation zwischen den Anstrengungen zur Absicherung bestimmter Orte und dem Sicherheitsgefühl an diesen Orten beobachten. Ein aus bautechnischer

Perspektive gut gesicherter Ort stellt also nicht notwendigerweise einen sicheren Ort im soziologischen Sinne dar. Vor diesem Hintergrund diskutiert der Vortrag bauliche Strukturen als nur ein Element einer komplexen Dynamik von *making safe places* und interessiert sich dabei auch für die Effekte eines explizit um »sichere Orte« organisierten sozialen Lebens auf Beziehungs- und Subjektstrukturen.

Francisca Loetz, Historisches Seminar, Universität Zürich

Eine Geschichte der Menschheit? Interpersonelle Gewalt im vormodernen Europa (ca. 1500–1850)

Ob in der Soziologie, Psychologie, Ethnologie, in den Erziehungswissenschaften oder auch in der Geschichtswissenschaft, die aktuelle Gewaltforschung schränkt Gewalt vielfach auf physische Gewalt (zumeist Tötungsdelikte und Kriegsgewalt) ein und bietet etwa mit soziologischen Zivilisationstheorien oder psychologischen Evolutionstheorien eingängige Erklärungen für Phänomene der Gewalt an. Solche „Theoreme“ erfreuen sich zwar großer Aufmerksamkeit, sind aber aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive fragwürdig. Für eine historische Erforschung von Gewalt ist es daher notwendig, den Gewaltbegriff zu problematisieren sowie nach den Erkenntnisinteressen, Möglichkeiten und Grenzen einer historischen Gewaltforschung zu fragen. Anhand ausgewählter thematischer Beispiele wird zu zeigen sein, dass die Geschichtswissenschaft keinen Beitrag zur Anthropologie leisten kann und will. Stattdessen plädiert sie für eine kulturgeschichtlich inspirierte historische Anthropologie, die eine konsequente Historisierung von Gewaltphänomenen verfolgt. Beim derzeitigen Stand braucht historische Gewaltforschung dafür den Mut, Fragen offen stehen zu lassen, um der Versuchung des Wissenschaftspopulismus zu widerstehen.

Erwin Orywal, Institut für Ethnologie, Universität zu Köln

Ursachen von Gewalt und Krieg aus kognitionsethnologischer Sicht

Nicht nur in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, sondern auch in der Wissenschaft wird zum Teil weiterhin mit Vehemenz um die Frage nach den Ursachen von Gewalt und Krieg gestritten: Sind es ausschließlich strukturelle Ursachen, wie beispielsweise Populationsdruck und knappe Ressourcen, oder bestimmte Formen der politischen Organisation, die Kriege herbeiführen, oder sind es kognitive Ursachen in Form bellizistischer Wertvorstellungen, die Menschen veranlassen, ihre Interessenkonflikte mit kriegerischen Mitteln als „ultima ratio“ zu lösen? Die Debatte um Gewalt und Krieg beginnt jedoch schon mit einer uneinheitlichen und

zum Teil konfusen Terminologie, die vielfach in der friedens- und konfliktwissenschaftlichen Forschung anzutreffen ist. Selbst Erklärungen, in denen noch nicht einmal der Ursachenbegriff gegenstandsbezogen (Konflikt und Krieg) differenziert ist, sind keine Ausnahme.

In der konflikttheoretischen Literatur wurden immer wieder zwei gravierende methodische Mängel bei der Analyse kriegerisch ausgetragener Konflikte beklagt: nämlich zum ersten das Fehlen einer einheitlichen Terminologie, einschließlich einer selbst intradisziplinär einheitlichen Definition des Kriegsbegriffs, und zum zweiten eine mangelnde Differenzierung des Ursachenbegriffs. Der entscheidende analytische Schritt ist daher die Differenzierung der Frage nach den Ursachen militant ausgetragener Konflikte in zwei abhängige Variablen, nämlich in die Variable „Konflikt“ und in die Variable der „Austragungsform“, im vorliegenden Fall also der Krieg. Aus dieser Trennung ergeben sich die zentralen Leitfragen: a) Was waren die Ursachen des (fallspezifischen) Konflikts? Das heißt: Welche Interessen standen sich auf der Seite der Akteure als gegensätzliche gegenüber und was waren die Ausgangs- und Verlaufsbedingungen, die zu dem Entstehen der gegensätzlichen Interessen geführt haben? b) Was waren die Ursachen, die die Akteure zur Wahl einer kriegerischen Konfliktaustragungsstrategie veranlasst haben?

Axel Paul, Seminar für Soziologie, Universität Basel

Zur soziokulturellen Evolution organisierter Gewalt

Skizziert wird zunächst der Formwandel der organisierten Gewalt von den pristinen Wildbeutergesellschaften bis zur Gegenwart. Schematisch unterschieden werden segmentäre, stratifizierte und funktional differenzierte Gesellschaften. Ganz offenbar – und unausweichlich – besteht zwischen Kriegführung und Gesellschaftsstruktur ein Zusammenhang. Gefragt wird darum weiterhin, ob und inwiefern organisierte Gewalt selbst ein „Motor“ soziokultureller Evolution im Allgemeinen und sozialstruktureller Differenzierungsprozesse im Besonderen gewesen sein könnte. Abschließend richtet sich der Blick auf die Gegenwart und die Zukunft des Krieges.

Ilja Steffelbauer, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien

Krieg und/oder Frieden: Theorien über die Kriegsdichte und -intensität in der Prähistorie in ihrem teoriengeschichtlichen Kontext

Zwischen der älteren „Peace School“, welche eine weitgehend friedliche Prähistorie postuliert, und einer vor allem seit den 1990er-Jahren aktiveren „Bellicose School“, welche eine höhere Dichte von Krieg und Gewalt in prähistorischen Gesellschaften gefunden haben will (Keeley

1996), schwankt die Beurteilung des generellen „Trends“ der Kriegshäufigkeit und -intensität seit einiger Zeit zwischen zwei extremen Polen. Der auf einer Zusammenarbeit mit Khaled Hakami beruhende Vortrag soll zeigen, dass die Diskussion, welche hier vorzugsweise anhand archäologischer und ethnographischer Evidenzen geführt wird, nur im weiteren Kontext von wissenschaftsgeschichtlich weitaus älteren Diskursen innerhalb der Sozialanthropologie (Chagnon 1992) über den Einfluss des Kolonialismus (Ferguson/Whitehead 1992) und die Nature/Nurture-Debatte (Lee 2014) verstanden werden kann. Auch die ehrgeizigen Ansprüche der Evolutionären Psychologie (Pinker 2011), menschliches Verhalten primär genetisch zu erklären, spielen eine verdeckte, aber bedeutsame Rolle.

Im Versuch, den „Kriegstrend“ in der Menschheitsgeschichte als Ganzes auf einen einfachen steigenden oder fallenden Graph zu reduzieren und diesen auch in die Zukunft der globalisierten Welt zu extrapolieren, entlarven sich die extremen Enden des Spektrums als Ansätze, welche primär gegenwartsbezogenen, gesellschaftspolitischen Standpunkten Ausdruck verleihen wollen. Eine differenzierte Analyse des breiten Datenmaterials, das diese Untersuchungen trotzdem dankenswerterweise zusammengetragen haben, zeigt einen komplexeren Trend, in dem die Häufigkeit und Intensität von kriegerischen Konflikten durch unterschiedliche materielle, strukturelle und historische Faktoren beeinflusst werden, die aber trotzdem Verallgemeinerungen zulassen.